

«Chlyne Ma» und grosser Dichter (2. Folge)

Aus Albert Streichs Jugenderinnerungen (2. Teil)

(ar) Die letzte Nummer der MITTEILUNGEN brachte Ausschnitte aus Albert Streichs Jugenderinnerungen. Es ging um eine kleine Episode aus den Monaten kurz vor Alberts – «Tschuris» – Schuleintritt; scheinbar nebensächlich, aber wichtig für den Knaben und aufschlussreich für aufmerksame Leser. Man spürte etwas von der Armut der Familie Streich, von der Härte des Lebens, die schon dem kleinen Knaben zusetzte.

Heute lassen wir den Dichter vom ersten Schultag und von seinen Erlebnissen bei einer sehr strengen Lehrerin erzählen. Sie hat wenig Verständnis für Spielfreude, Mitteilungs- und Bewegungsdrang von Kindern. Ordnung, Gehorsam, Sorgfalt – an und für sich notwendige Tugenden – sind ihr oberstes Ziel; Liebe und Zuneigung zu den Kindern scheint sie nicht zu fühlen. So erlebt der sensible Knabe in der Schule den gleichen Druck, dem er in seinem armen Zuhause ausgesetzt ist.

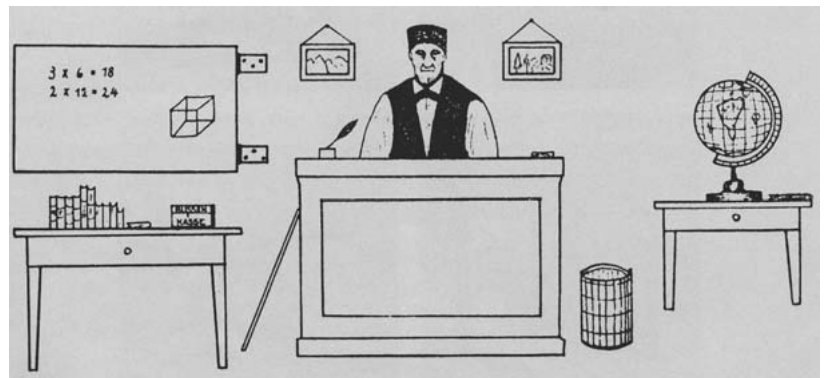
Solche überstrenge Lehrerinnen und Lehrer hat es immer gegeben; zu allen Zeiten wirken glücklicherweise neben ihnen auch andere, menschlichere, die den Kindern mit Einfühlungsvermögen und Liebe begegnen. Vor 50 und mehr Jahren allerdings waren die Schulen noch recht einseitig auf Drill, Ordnung, Gehorsam ausgerichtet. Ein alter Lehrer erzählte mir einmal, ein Schulkommissionsmitglied habe ihm nach der Wahl an seine erste Stelle gesagt, er solle in der Schule nicht zu viel Firlefanz wie Zeichnen und Singen betreiben, Rechnen, Lesen und Schreiben seien die Hauptsache.

Um 1909 – Albert Streich war damals 12-jährig – erschien die hier abgebildete Zeichnung «Oberlehrer Glur». Das Historische Museum Bern zeigte sie 1983 in einer Ausstellung zum 150-jährigen Jubiläum des Staatsseminars. Im Ausstellungskatalog «Lesen – Schreiben – Rechnen – lire – écrire – calculer – Die bernische Volksschule und ihre Geschichte» wird sie so kommentiert:

«Streng frontal, in Ordnungsliebe erstarrt, sitzt der Oberlehrer hinter seinem Pult, symmetrisch eingerahmt von Wandbildern, Pa-

pierkorb und Bussenkasse. Der Unterricht in Rechnen, Geometrie und Geographie kann beginnen; der Stock steht griffbereit. Ordnung, Fleiss und Betragen gelten als traditionelle Wertmassstäbe für schulisches Wohlerhalten. Die Erziehung der Schüler zu «nützlichen Gliedern der Gesellschaft» kann hier auf die kindlichen Bedürfnisse kaum Rücksicht nehmen.»

Nicht umsonst sind despotische Lehrer und Erzieher, kinderfeindliche Schulen, Unterdrückung der Jugend so oft Thema in literarischen Werken jener Epoche, z. B. in Frank Wedekinds Drama «Frühlings Erwachen», in



Heinrich Manns Roman «Professor Unrat», in Hermann Hesses «Unterm Rad», Robert Musils «Die Verirrungen des Zöglings Törless» und in Friedrich Torbergs «Der Schüler Gerber hat absolviert», nicht zu vergessen Stefan Zweigs Zeit- und Sittengemälde «Die Welt von gestern». Lassen wir als gewichtigen Zeugen Thomas Mann zu Worte kommen. Gegen Ende seines Romans «Die Buddenbrooks» schildert er einen Schulumorgen im Lübecker Gymnasium. Hanno Buddenbrook, der kränkliche letzte Spross der Familie, leidet unter dem neuen preussisch-strengen Direktor Wulicke. Es heisst von ihm:

«Dieser Direktor Wulicke war ein furchtbarer Mann. Er war der Nachfolger des jovialen und menschenfreundlichen alten Herrn, unter dessen Regierung Hannos Vater und Onkel studiert hatten, und der bald nach dem Jahre einundsiebenzig gestorben war. Damals war Doktor Wulicke, bislang Professor an einem preussischen Gymnasium, berufen worden, und mit ihm war ein anderer, ein neuer Geist in die alte Schule eingezogen. Wo ehe-

mals die klassische Bildung als ein heiterer Selbstzweck gegolten hatte, den man mit Ruhe, Musse und fröhlichem Idealismus verfolgte, da waren nun die Begriffe Autorität, Pflicht, Macht, Dienst, Karriere zu höchster Würde gelangt, und der «kategorische Imperativ unseres Philosophen Kant» war das Banner, das Direktor Wulicke in jeder Festrede bedrohlich entfaltete. Die Schule war ein Staat im Staate geworden, in dem preussische Dienststrammheit so gewaltig herrschte, dass nicht allein die Lehrer, sondern auch die Schüler sich als Beamte empfanden, die um nichts als ihr Avancement und darum besorgt waren, bei den Machthabern gut angeschrieben zu stehen ...»

Und nun die Fortsetzung von Albert Streichs Kindheitserinnerungen:

Am ersten Schultag hob mich die Mutter aus dem Bett, zog mir neue Hosen an mit der Mahnung, Sorge dazu zu tragen, gab mir zu essen und hernach eine Schiefertafel und ein Federkästchen mit einem grünen Schiefergriffel darin unter den Arm und sagte: «So, nun marschiere und spute dich, dass du nicht zu spät kommst.» Und dann noch: «Nun weiss ich wenigstens, wo du den ganzen Tag über steckst.»

Es war im April. Im Gärtchen vor dem Haus blühten die schneeweissen Buschprimeln schon, auf die schwarze, frisch gekehrte Erde geduckt. Über die Mauer des nahen Wiesgutes streckten Apfelbäume knospenvolle Zweige nach der Dorfstrasse, die Wiese grünte, einzelne gelbe Löwenzahnkörbchen guckten eben aus dem Grase heraus. Über die nach dem See niedersteigenden, grauen Hausdächer flogen ab und zu die Schatten hoher Föhnwolkenbogen, die am silberblauen Himmel dahinstrichen. All das gewahrte ich wohl und mit Vertrautheit. Dass ich auszog, lesen und schreiben zu lernen, liess mich hingegen gleichgültig. Ich ging am ersten Tag so unbefangen zur Schule wie vordem von Hause fort zum See hinunter oder in das Feld hinaus zum Spielen. Neu mutete mich ein wenig an, so früh und allein auf der Dorfstrasse und durch unbekannte Dorfteile zu gehen. Und ein wenig Angst empfand ich, es könnte aus irgendeiner Haustür oder einem Nebengässchen hervor ein grösserer Bub auf mich loskommen und mich prügeln, wie mir das schon einmal bei einem Gang durch das Dorf pas-

siert war. Aber es trug sich am ersten Schultag nichts derartiges zu.

Mit etwelchem Staunen begegnete ich Altersgenossen, die von ihrer Mutter oder vom Vater zur Schule begleitet wurden, darunter des Nachbars Marie, die sogar heulte, als sie vor der Schulzimmertür von der Mutter wieder verlassen wurde. Es heulte noch, als die Lehrerin die Plätze angewiesen hatte; da hielt ich erst recht keine grossen Stücke mehr auf das Mädchen. Zu Mittag, als ich dann der Mutter die Namen der Begleiteten mit Schadenfreude aufzuzählen begann, schnitt sie mir plötzlich das Wort ab mit der Bemerkung, die bessern Leute machten das so, die hätten Zeit, den Kindern zu pipäperlen. Damit blieb die Sache unter uns erledigt.

Nun sass ich also in der Schule, in einem hellen Raum mit grossen Fenstern gegen Morgen und Mittag, mit glatten, weissen Wänden, einer hohen, weissen Decke und einem braunen glänzenden Fussboden und drei Reihen glänzend lackierter Schulbänke mit mir meistens unbekanntem Buben und Mädchen besetzt. Vorn war der Boden etwas erhöht, und auf dieser Erhöhung stand das Pult, wie die Lehrerin sagte. Das Pult war graublau angestrichen und dahinter hing eine grosse, schwarze Tafel an der Wand, über die gleichmässige, rote Striche liefen. Alles in dem Zimmer sah nagelneu aus, schrecklich sauber und nobel und der Fussboden so glatt, dass man mit den genagelten Schuhen fast nicht auftreten durfte. Die Lehrerin sagte denn auch, und es war fast das erste, was sie sagte, wir wären jetzt die jüngsten im neugebauten, schönen Schulhaus und wir müssten zu allen Sachen im Zimmer schön Sorge tragen, die Bänke nicht zerkratzen und die Wände nicht beschmutzen usw. Wer etwas verderbe, dessen Eltern müssten für den angestellten Schaden viel Geld bezahlen.

Die Lehrerin trug gute, saubere Kleider, schönere als die Mutter am Sonntag; sie hatte viel blondes, glänzendes Haar und ein über und über rotes Gesicht mit grauen, strengen Augen. Wenn sie laut sprach – und das tat sie meistens – klang es hoch und scharf und unwidersprechlich, ganz ähnlich wie bei der Mutter daheim beim Schelten und beim Vater, wenn der Zorn aus ihm redete. Ja, es war ganz ähnlich, und ich wusste sofort, dass ich auch in der Schule gehorchen müsste, dass ich die Beine unter der Bank stillezuhalten, gerade-

zusitzen, nicht rechts und links nicht, sondern auf die Tafel und das Buch zu schauen und nur zu lernen hatte. Denn bald einmal machte ich auch die Erfahrung, dass dem Ungehorsam die Strafe auf dem Fuss folgte, als ein schwatzen-des Mädchen die Fingerknöchel mit einem Lineal blutig geschlagen erhielt. Der Anblick der vom Zorn übernommenen Lehrerin und des laut weinenden Mädchens mit den blutenden Fingern machte mich auf lange Zeit hinaus ängstlich und voller Misstrauen gegen hohe, schöne Zimmer und selbstsichere Frauen in schönen Kleidern.

Fast überängstlich hütete ich mich davor, die Bank zu zerkratzen, den Boden zu scharren oder eine der weissen Wände zu beschmutzen. Das sollte die Eltern zuhause ja viel Geld kosten. Und gerade in Geldsachen verstanden meine Eltern nie Spass. Ich wusste es nur zu gut: Geld war der Artikel, der zuhause stets mangelte. Durch mühsame Arbeit des Vaters sommerüber als Verbauungsarbeiter in den harten Flühen im Berg, winterüber als Holzer im verschneiten Wald, kam es karg herein; zäh und verbissen marktete die Mutter um den roten Rappen, ehe sie ihn ausgab. Mit Nötlichkeit, Zurvernunftreden, mit Bitten oder kräftigem Schelten versuchte sie, den Fünfer nicht ausgeben zu müssen, wohl wissend, dass die Familie von Jahr zu Jahr grösser wurde, Vaters Zahltag aber nicht. Wäre nun zu all den notwendigen Ausgaben noch eine von mir leichtsinnigerweise verursachte gekommen, ich hätte, glaubte ich, mit einer ausserordentlich heftigen Körperstrafe und dem Verlust der elterlichen Liebe büssen müssen. Und der Verlust der elterlichen Liebe, das ahnte ich, würde mich in der Welt bodenlos machen. (aus: *Uf Bärnerbode. Jugenderinnerungen von Gotthelf bis Dürrenmatt. Herausgegeben von Hans Sommer. Bern 1972. S. 288–291*)

Zwei Gedichte von Albert Streich

(Worterkklärungen am Ende der Texte; erste Zahl = Strophe, zweite Zahl = Zeile)

We dd muescht!

Der Straass nah am See und im Ggufer
es Epfelbeimmelli steid,

es grings und von Miesch nid suufer,
vom Biiswind siitligse ggleid.
Es steid da eso, hed niid z diiten,
eis gsetzt, due vergässen, schabab;
en Gaargel, heisst's underre Lliiten,
em beschten, mi huwwi's grad ab!

Der Uustag ischt chon – und's geid wiiter,
der Fehnn, es waarms Rägelli druf.
Was gleubscht, was ischt due gscheh siider?
Ar Seeschtraass es Wunder geid uuf!
Dert steid no geng ds Epfelbeimli
elleinig am Wasser, im Bluescht,
und treumd – es rooserroots Treimli
vom Läben. Ja, teusig, we dd muescht!

1,1 Ggufer = steiniger Boden / 1,3 suufer = sauber, rein / 1,5 z diiten = zu bedeuten / 1,6 schabab = enttäuscht, verlegen / 1,7 Gaargel = verkrüppelt gewachsener Baum

2,1 Uustag = Frühling / 2,3 siider = seither / 2,8 teusig = tausend

Der Holderbeun

Am Gässli steid en Holderbeun,
frisch grienn und volla Schatten,
en aaltersschwacha Hag dervor
vo Schwaarten und vo Llatten.

Är heicht em Burdi wiissi Bluescht
wiit uber ds Gässli twärischt,
und Biijeni summslen umha drin
voll lifer und voll Äärischt.

Der Groosatt hed däm Beun no gsetzt,
den Hag gmacht mid de Llatten.
I teichen gengen umhi dran,
wen i dir ds Gässli abbhi gahn,
old gliwwen dert im Schatten

Holderbeun = Holunderbaum / 1,4 Schwaarten = äusserster, einseitig noch mit Rinde bedeckter Abschnitt beim Zersägen eines Baumstammes

2,2 twärischt = querliegend

3,3 gengen umhi = immer wieder / abbhi = abwärts, hinunter / 3,4 old = oder, gliwwen = ausruhen

Die deutsche Sprache

Schlüssel zu einer Wesenskunde vom Menschen (14. Folge)

Wir haben uns in den letzten beiden Folgen unserer sprachphilosophischen Betrachtungen mit Fragen der psychosomatischen Medizin beschäftigt und dabei erleben dürfen, welch grosse aufschliessende Kraft der deutschen Volks- und Umgangssprache gerade dort zukommt, wo es um die Erhellung der Leib-Seele-Beziehung geht. Es ist dies aber ein derart weites Forschungsfeld, dass wir den ursprünglich vorgesehenen beiden Beiträgen noch einen dritten folgen lassen. Hatten wir in den zwei vorhergehenden Betrachtungen zuerst den Magen-Darm-Kanal, dann Leber und Galle, Herz und Nieren auf ihre volkssprachliche Umkleidung hin untersucht, so wollen wir uns abschliessend noch auf die Atemorgane, die Zähne und die Epidermis (Oberhaut) konzentrieren und sehen, ob der deutsche Sprachgeist auch in diesen Fällen eine der anthropologischen Bedeutung der Phänomene gerecht werdende sprachliche Form gefunden hat.

Im Unterschied zu Magen, Leber, Galle, Herz und Nieren gehört die Lunge nur noch beschränkt, die Zähne und die Oberhaut überhaupt nicht mehr zu den sogenannten inneren Organen. Das betrifft auch die Art und Weise ihrer «Äusserung», funktionieren sie doch weit weniger «verschwiegen», als dies bei den erstgenannten Organen der Fall ist. Sie können darum auch leichter kontrolliert und medizinisch behandelt werden; liegen sie doch, das zeigt auch ihre paarige Anordnung – wir haben zwei Lungenflügel, zwei Nasenhöhlen, eine obere und eine untere Zahnreihe – näher beim «Bewusstseinspol».

Ein- und Ausatmung: Diesen beiden alles Leben ermöglichenden und erhaltenden Grundfunktionen eignet ebenfalls ein über ihre rein biologische Bedeutung hinausgehender, existentiell-menschlicher Sinn. Steht doch die Ausatmung mit der allgemeinen menschlichen Fähigkeit des Sich-hingebens, -lassens und Sich-verschenkens im Zusammenhang. Die Einatmung dagegen kann als der leibliche Repräsentant des Sich-auch-wieder-zurücknehmen-könnens angesehen werden, des Ansichhaltens und der (mitunter ängstlichen) Zurückhaltung. Kein Wunder, findet dieses in einem tieferen Sinne Bedeutsame an der

Atembewegung auch in der Umgangssprache seine angemessene Berücksichtigung. So gibt es Menschen, die sich durch einen «langen Atem» auszeichnen, die hingabefähig und ausdauernd sind. Zuweilen kann es aber auch geschehen, dass jemand von einem spannenden Thema so «in Atem gehalten» wird, dass er fast «vergisst», wieder auszuatmen, von Entspannung keine Spur. Davon klar zu unterscheiden ist das Sich-«beengt»-fühlen angesichts bestimmter Anforderungssituationen oder das übertriebene «Ansichhalten», wie es bei Asthmatikern vorkommt, und oft als Ausdruck einer allgemeinen Lebensangst gedeutet werden muss. Wiederum anders verhält es sich dort, wo als Folge eines Bronchialkatarrhs der Schleim im Hals festsetzt: alles ist «versteckt» und «verhockt». Auch die hier auftretende Tendenz zur Schleimbildung *kann* – wo sie chronisch zu werden droht – als ein psychosomatisch vielsagendes Phänomen diagnostiziert werden; vielleicht aber handelt es sich auch nur um ein profanes Erkältungssymptom. – Und schliesslich treffen wir auch immer wieder auf Zeitgenossen, die sich echt befreit fühlen, wenn sie wieder einmal ihrem Ärger «Luft gemacht» haben. Fazit: Ein geborener Querulant dürfte kaum je Asthmatiker sein.

Unsere Nase ist auch in das Lunge-Atmungssystem eingegliedert, geniesst dort aber eine gewisse Sonderstellung, nämlich dank ihrer Riechfunktion. Schon das Wort legt es nahe: im Riechen ist auch eine spezifische Art von Erkenntnis mit im Spiel. Kann doch das lateinisch-italienische «sapere» (= wissen) auch «riechen» und «schmecken» bedeuten. In origineller Art verbinden sich Wissen und Weisheit, Nase und Riechen im Wort «naseweis». Darunter stellen wir uns meistens ein Kind vor, das bereits zu wissen glaubt, wie es in der Erwachsenenwelt zugeht (das eine «Nase», einen «Riecher» dafür besitzt) und diese früh erlangte Weisheit überall verkündet. – In ganz anderem Sinnzusammenhang erscheint unser Riechorgan dort, wo wir «bis oben hinaus»(!) genug haben von etwas; wir pflegen dann zu sagen: «Ich habe die Nase voll.» Widerfährt uns dagegen etwas, das wir

überhaupt nicht «schmecken» können, dann steigt uns das nicht selten in die Nase: wir sind «verschnupft».

Wir kommen zum letzten Punkt in unserer Darstellung der leibsprachlichen Phänomene und ihrer humanwissenschaftlichen Interpretation, zu Haut und Zähnen. Schon ihre der Aussenwelt zugekehrte «Physiognomik» verriet es: Haut und Zähne können nicht mehr den inneren Organen zugezählt werden. Recht deutlich kommt dies bereits bei den *Zähnen* zum Ausdruck. Das Auffälligste an ihnen ist eine Eigenschaft, die sie mit den Händen teilen, die Greiffunktion. Diese Gemeinsamkeit ist kein Zufall, scheinen doch beide Leibpartien, Hände wie Zähne, der (in Folge 9 kurz beschriebenen) elementaren menschlichen Antriebskategorie des *Kaptativen*, des (gesunden oder gehemmten) Zupacken- und Zubeisenskönnens zuzugehören. So können gewisse Eigentümlichkeiten auf dem dentalpathologischen Gebiet, etwa das nächtliche Abschleifen der Zahnoberfläche, auf Hemmungen oder – im Gegenteil – auf ein übertrieben einseitiges Engagement in diesem Bereich des menschlichen Antriebslebens zurückgeführt werden. Sprechen wir doch z. B. davon, dass sich jemand in eine Aufgabe, in ein Problem «verbeisst», sich daran «die Zähne ausbeisst» oder sich – «zähneknirschend» – in sein Schicksal fügt. Einen Anhaltspunkt in dieser Beziehung kann uns sogar die Sportlersprache liefern: Eine Fussballmannschaft spielt mit mehr oder weniger «Biss».

Die menschliche *Haut*, Vermittlerin zwischen «Innen» und «Aussen», ist Abschluss und Öffnung zugleich. In einem weiteren, über das rein Physiologisch-Funktionelle hinausgehenden Sinne kann die Haut als der eigentliche Repräsentant dessen betrachtet

werden, was wir das «Seelische» nennen. Das Wort «Haut» ist so gleichsam Synonym für das prinzipielle, als Wesenskennzeichen des Seelischen fungierende Berührt- und Beeindrucktwerden, für «Empfindsamkeit» schlechthin. So verstanden wird das, was der Mediziner nüchtern als Epidermis bezeichnet, überhaupt erst umgangssprachlich und zugleich auch sprachphilosophisch relevant.

Für die nahe Verwandtschaft von Haut und Seele sprechen, neben dem bereits erwähnten Berührt(!)- und Beeindrucktwerden, Ausdrücke wie sich «betupft», «betroffen» oder gar «verletzt» fühlen; «an-stössig» oder «taktlos» wirken, einem «auf die Pelle rücken»; «aufgekratzt» (d.h. überempfindlich oder überwacht) agieren; seine «schwachen Punkte» haben; jemanden bei seiner «schwachen Stelle» nehmen; oder auch «es juckt mich» (dem andern einen Denkart zu erteilen). Im weiteren kann einem ein (erschütterndes) Erlebnis «unter die Haut gehen»; die taktlose Bemerkung eines andern lässt uns «aus der Haut fahren»; wir müssen uns «unserer Haut wehren» und ähnliches mehr.

Vorab die letztgenannte Metapher zeigt, dass «Haut» eine noch über das Seelische im engeren Sinne hinausweisende, auf die Gesamtpersönlichkeit bezogene Bedeutung haben kann. So gibt es Menschen, die sich ausgesprochen «wohl in ihrer Haut» fühlen, die rundum(!) Zuversicht und Zufriedenheit ausstrahlen. Aber selbst da kann es zu Übertreibungen kommen. Kennen wir doch auch Leute, die fast zu stark in ihrer «persönlichen Mitte» verankert sind, die von keinen Selbstzweifeln angeagt(!) überall ihre eigene Meinung durchzusetzen versuchen und sich so richtig «breit machen» in dieser Welt.

Gian Klainguti, Aarau

MIREIO – Ein provenzalisches Versepos von Frédéric Mistral, ins Berndeutsche übersetzt von Hans Rudolf Hubler

(ar) Unsere Einladung zur Vernissage von Hans Rudolf Hublers berndeutscher «Mirèio» stiess auf ein erfreuliches Echo. Am Abend des 29. März war das Café littéraire der Buchhandlung Stauffacher in Bern bis auf den letzten Platz besetzt. Prof. Dr. Rudolf Engler, emeritierter Romanist an der Universität Bern,

skizzierte eindrücklich die Hauptlinien in der Geschichte der südfranzösischen Sprachen, der «langues d’Oc», besonders des Provenzalischen, und zog Vergleiche zu andern Regionalsprachen wie dem Rätoromanischen. Hans Rudolf Hubler zeichnete mit knappen, kräftigen Strichen die Mirèio-Geschichte nach und

MITTEILUNGEN

2 / 9 9

SEITE 5

las Ausschnitte aus seiner Übersetzung vor. Doch «Vorlesen» ist ein zu schwaches Wort: Hubler gestaltete die Texte mit innerem Feuer, er war wie der Dichter, der seine Geschichte neu erfand, sie für die Zuhörerschaft sichtbar und erlebbar machte. Herr und Frau Zingre-Hubler schufen mit provenzalischer Musik einen stimmungsvollen Hintergrund. Das Publikum war fühlbar gepackt und dankte dem Übersetzer und dem Musikantenpaar mit herzlichem Applaus.

Ein Vorstandsmitglied stellte zu Beginn des Abends die Bubenberg-Gesellschaft vor, ihre Ziele und ihre Arbeit. Vor und nach der Vernissage kauften viele Besucher das Buch. Wenn Sie, liebe Leserin, lieber Leser, das noch nicht getan haben sollten, empfehlen wir Ihnen wärmstens: Holen Sie es nach! Bis Ende Juni gilt der Subskriptionspreis von Fr. 20.– (eine «Einladung zur Subskription» finden Sie auf der Umschlag-Rückseite von Nr. 1/99 der MITTEILUNGEN). Es ist ein packendes Buch. Was der Berndeutschkenner Dr. Werner Marti in der nachfolgenden Rezension darüber schreibt, trifft ins Schwarze.

Jeder Besucher der Provence wird von ihrem Zauber gefangenommen und nicht mehr losgelassen. So erging es auch Hans Rudolf Hubler, dem ehemaligen Leiter der Abteilung Folklore am Studio Bern des Schweizer Radios. Wer erinnert sich nicht an seine gehaltvollen, gewissenhaft recherchierten Sendungen – wie etwa diejenige über «Ramseys wei go grase»?! Von seinem früheren Vorgesetzten Karl Rinderknecht angeregt, befasste er sich auch mit der Provence und überschritt dabei die Grenzen seiner angeborenen Heimat. In Frédéric Mistral's Epos MIREIO (französisch Miréio) fand er die dichterische Gestaltung der provenzalischen Welt, die ihn fortan während Jahren beschäftigte.

Frédéric Mistral wurde 1830 in einem der grossen provenzalischen Höfe, im «Mas de Juge», geboren und wuchs in der ländlich-bäuerlichen Welt auf. Hier prägten sich ihm die Bilder unauslöschlich ein, die später zu seinem grossartigen Epos nicht nur den Hintergrund lieferten, sondern selbst Teil des Geschehens wurden. Er studierte dann die Rechte und befreundete sich mit seinem Lehrer Jousé Roumanille, der ihn für die Sprache und das Volkstum der Provence zu begeistern

wusste. Nach dem Abschluss seiner Studien vertiefte er sich in die Welt der Provence und ihrer Sprache und schuf aus den Sagen und Liedern ein grossartiges Epos. Er charakterisiert das Provençal mit den Worten des alten Korbers Ambroise:

«Chly altmodisch sy d Melodie zwar scho;
Das macht nüt. Mir singe hüt halt nöiere
Züüg

Uf Französisch. Da fingt men äbe
Vil fyneri Wort; aber wär cha derby öppis
gspüren u ghöre?»

Was auf das Provençal gemünzt ist, charakterisiert aber auch den Gegensatz von Berndeutsch (als einer schweizerdeutschen Mundart) und Schriftdeutsch. – Mistral wehrt sich im Übrigen gegen die Absonderung der Provence von der auch ihm verehrten Grande Nation. Für sein reiches dichterisches Werk erhält er 1904 den Nobelpreis. Miréio ist also ein Stück Weltliteratur.

Obschon sich Hans Rudolf Hubler in das Provençal vertiefte, hielt er sich doch an den von Mistral selbst übertragenen französischen Text und dichtete die Saga im eigenen heimischen Idiom nach, schuf also eine Art Rückübersetzung. Durch das Zurückgreifen auf die von Mistral gewählte siebenzeilige Strophenform, allerdings ohne Reime, da diese den Inhalt leicht verfälschen würden, gelingt es Hubler, den Charakter des epischen Gesangs zu erhalten.

Dazu eignet sich unser Berndeutsch durch den ruhigen Fluss seines Rhythmus, der oft an die Verszeilen der homerischen Epen erinnert, in besonderem Masse. Ihre Schönheit entfalten die Verse allerdings erst, wenn sie laut gelesen werden. Hublers Berndeutsch ist jedoch keineswegs altertümlich, auch wenn er voll aus seinem reichen Sprachschatz schöpft; er scheut sich nicht, die aus dem Standarddeutschen stammenden, im täglichen Gebrauch eingebürgerten Lehnwörter mit einzubeziehen (*zum ne Dankgebätt gfaltet, düschter, ärschthaft*). Die Schreibweise der Übertragung, die sich teilweise an die Tradition anlehnt, liest sich leicht und selbstverständlich.

Durch die zwölf Gesänge entwickelt sich eine Liebesgeschichte von einem zarten Anfang an über einen tragisch endenden Kampf

bis zu einem mystischen Ende: Der arme Korber Ambroise und sein junger Sohn Vincèn ziehen von Hof zu Hof und kommen auch auf die Mas von Ramon. Seine eben zur Jungfrau erblühte Tochter Mirèio verliebt sich in Vincèn. Ramon hat jedoch für Mirèio andere Pläne – reiche, angesehene Männer. Doch auch der Stiertreiber Ourrias wirbt um sie, wird aber von ihr abgewiesen. In seiner Enttäuschung stellt er Vincèn, und es kommt zum Kampf. Vincèn überwältigt seinen Rivalen, der ihn aber nachträglich hinterlistig schwer verwundet. Ourrias versinkt bei der Flucht in der Rhone, während Vincèn aufgefunden und zum Hof von Ramon gebracht wird. Mirèio bringt ihren Liebsten zu einer Hexe, die ihn mit Zaubersprüchen heilt. Vincèn überredet seinen Vater, bei Ramon um Mirèio zu werben, Ambroise wird aber von Ramon übel be-

schimpft. Mirèio flieht aus dem väterlichen Haus, um bei den drei Heiligen Marien von Saintes Maries Hilfe zu erleben. In der Cargue erleidet sie einen Sonnenstich. Ihre Eltern suchen sie und finden sie schliesslich in Saintes Maries, wo sie in den Armen von Vincèn stirbt. Ihre Seele entschwebt mit den drei heiligen Marien.

Hans Rudolf Hublers Werk reiht sich würdig den andern grossen Übertragungen ins Berndeutsche an: den Bibelübersetzungen von Ruth und Hans Bietenhard, der Odyssee von Albert Meyer, der Illias und der Aeneis von Walter Gfeller und der Ramuz-Romane von Hans Ulrich Schwaar. Der Bubenberg-Gesellschaft sei herzlich gedankt, dass sie den Verlag von Mirèio übernommen und dadurch eine weite Verbreitung ermöglicht hat.

Werner Marti

Potz Hotzenplotz!

(pgw) *Eine Betrachtung zu Welt- und Minderheitssprachen*

Ja, Otfried Preusslers nach wie vor beliebtes Kinderbuch «Der Räuber Hotzenplotz» hat es in sich! Auch unsere Töchter (zur Zeit 5- und 6-jährig) hören jeweils andächtig zu beim Vorlesen – trotz x-fachem Anhören der Tonbandkassette.

Nun fiel mein Blick kürzlich auf folgende Angabe ganz vorne in besagtem Buch:

«Dieses Buch wurde in folgende Fremdsprachen übersetzt: Afrikaans, Amerikanisch, Chinesisch, Dänisch, Englisch, Finnisch, Französisch, Gälisch/Kymrisch, Griechisch, Holländisch, Italienisch, Japanisch, Katalanisch, Ladinisch, Litauisch, Norwegisch, Portugiesisch, Rumänisch, Russisch, Schwedisch, Serbokroatisch, Slowenisch, Spanisch, Surselvisch, Ukrainisch.»

Bei den Weltsprachen fällt auf, dass es neben der englischen (wohl im ganzen Sprachgebiet des UK – United Kingdom – vertreten) auch eine amerikanisch-englische Übersetzung gibt. Die spanische Version wird offenbar problemlos in Spanien und im ganzen spanischsprechenden Gebiet Lateinamerikas, von den USA (!) und Mexiko bis hinunter nach Feuerland verstanden. In Barcelona auch –

aber dort können die Leute auf die katalanische Übersetzung zurückgreifen. Katalanisch ist noch gar keine Minderheitensprache, verglichen mit Ladinisch und Surselvisch! Gibt's noch keine Version in Rumantsch grischun, möchte man gleich ironisch fragen?

Aber halt! Genau das ist ja das Bewundernswerte: dass es gerade in solch kleinen Minderheitssprachen immer wieder willige und kompetente Idealisten gibt, die Werke der «Weltliteratur» (auch hier im «Universum» des Kinderbuchs durchaus ernst gemeint) in ihre geliebte Mutter- und Vater-sprache übertragen (ich verwende absichtlich beide Ausdrücke, und dies in der Überzeugung, dass die Zeiten der sprachlosen Väter endgültig der Vergangenheit angehören!).

Diesbezüglich bin ich mächtig stolz auf unsere berndeutsche Mundartsprache: Gab und gibt es hier nicht immer diese bewundernswerten Könner und Idealisten, die das ganze Neue Testament (nebst den Psalmen und grossen Teilen des Alten Testaments), Homers Illias und Odyssee, Vergils Aeneis – und eben auch Mistrals Mirèio in die geliebte Sprache ihrer Heimat «umgegossen» haben? Ihnen allen gilt unser bleibender Dank und unsere höchste Anerkennung und Wertschätzung!

schaft in die Brüche, und bald darauf zeigen sich bei Lenz erste Anzeichen von Geisteskrankheit. Nach unsteten Wanderjahren stirbt er gänzlich verarmt in Moskau. In den letzten Monaten ihrer Freundschaft schreibt Goethe ihm die folgenden übermütigen Sturm-und-Drang-Verse ins Stammbuch:

«Zur Erinnerung guter Stunden,

Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichter-Herzen,
Noch im letzten Augenblick
Lass ich Lenzchen dies zurück.»

Nicht nur der genialische Jüngling ist zu Spässen aufgelegt, auch der Greis erlaubt sich gelegentlich kleine Scherze. Anfang Juni 1831, knappe zehn Monate vor seinem Tod, nimmt er offenbar an einem Ausflug zum Jagdschloss Belvedere teil und wird von der Weimarer Schauspielerin Ernestine Engels um ein paar Verse für ihr Stammbuch gebeten. Für weibliche Schönheit immer empfänglich, ist auch der greise Herr Geheimrat Frauen gegenüber galant und geht auf solche Wünsche ein:

«(Donnerstag nach Belvedere!)
Und so gings die Woche fort;
Denn das war der Frauen Lehre:
Lustige Leute, lustiger Ort!
Üben wir auf unsern Zügen
Auch nicht mehr dergleichen Schwung,
Stiftet inniges Vergnügen
Heitern Glücks Erinnerung.»

Andere Töne schlägt der Dichter in seinen mittleren Jahren an, in seiner «klassischen» Epoche. Die Reise nach Italien 1786–1789 steigert seine Begeisterung für antike Kunst und Dichtung und spornt ihn dazu an, antiken Vorbildern nachzueifern. Er verwendet antike Versformen, schreibt grössere erzählende Gedichte wie «Hermann und Dorothea» oder «Reineke Fuchs» in Hexametern und lyrische Gedichte in sogenannten Distichen, bestehend aus einem Hexameter mit sechs betonten Silben bzw. Hebungen und einem Pentameter mit fünf Hebungen.

1793 schreibt er der Adelheid Amalia, Fürstin von Gallitzin (1748–1806), Gemahlin eines

russischen Diplomaten, ein Distichon ins Stammbuch, das in zwei Zeilen prägnant sein damaliges klassisches Credo ausspricht:

«Unterschieden ist nicht das Schöne vom
Guten; das Schöne
Ist nur das Gute, das sich lieblich ver-
schleiert uns zeigt.»

Selbstverständlich schreibt Goethe auch seinen engsten Familienangehörigen ins Stammbuch. Seine Lebensgefährtin Christiane Vulpius schenkt ihm mehrere Kinder, von denen aber nur der 1789 geborene Sohn Julius August Walther überlebt. Wie viele Kinder berühmter Männer kommt er nicht eben leicht mit seinem Leben zurecht. Nach Studien in Heidelberg steigt er zwar im weimarischen Hofdienst zum Geheimen Kammerrat auf, steht aber zeitlebens im übermächtigen Schatten seines Vaters. Im Frühling 1830 begibt er sich nach Italien, wo er im Oktober des gleichen Jahres an den Pocken stirbt.

Augusts Stammbuch verrät, dass man nahestehende Menschen wiederholt um Stammbucheinträge zu bitten pflegte. 1801, noch in der klassischen Epoche, schreibt der Vater seinem 12-jährigen Sohn so etwas wie ein «Stammbuch-Weihegedicht» hinein; in zwei Distichen erklärt er Sinn und Zweck eines Stammbuches:

«Gönnern reiche das Buch und reich es
Freund- und Gespielen,
Reich es dem Eilenden hin, der sich vor-
über bewegt.
Wer des freundlichen Worts, des Namens
Gabe dir spendet,
Häufet den edlen Schatz holden Erin-
nerns dir an.»

Ein paar Jahre später, 1805, doppelt er, wieder mit einem Distichon, nach:

«Halte das Bild der Würdigen fest! Wie
leuchtende Sterne
Teilte sie aus die Natur durch den un-
endlichen Raum.»

Nach einer langen Pause – August ist bereits Geheimer Kammerrat – wird 1825 das alte Stammbuch wieder hervorgeholt, und der 75-jährige Vater schreibt nochmals ein

paar Verse hinein, jetzt nicht mehr in antiker Form, sondern in einem geschmeidigen Versmass aus neuerer Zeit:

«Dies Album lag so manches Jahr in Bänden,
Nun richtet sich zu frischer Wandrung auf;
Von früher Welt sind Freunde noch vorhanden,
Erneue sich ein heitrer Tageslauf.»

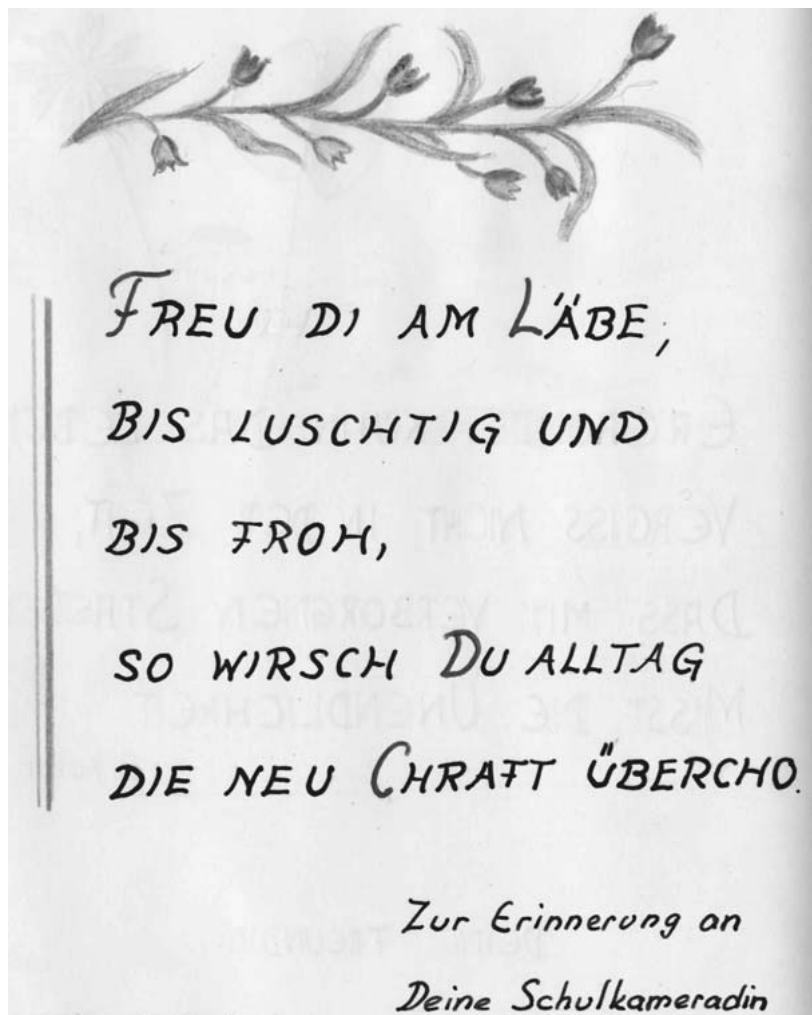
Eilig Zeichen, dass sie lieben!
Lieben, das ist schnell geschrieben;
Feder aber darf nicht weilen,
Liebe will vorübereilen.»

Aus «Poesiealben» unserer Tage

Das alte Stammbuch ist heute praktisch verschwunden, es hat sich zum mindesten ganz ins Private zurückgezogen. Ich kenne noch ein paar Leute, meist ältere Menschen, die sich zur persönlichen Erbauung allerlei Sprüche, kurze Gedichte und Aphorismen in ein handliches Büchelchen schreiben.

Dafür hat das «Poesiealbum» bis heute allen Umwälzungen getrotzt; es ist allerdings sehr schmalbrüstig geworden. Zum einen bleibt es in den meisten Fällen eine Angelegenheit der Kinderjahre; nur selten dürfte es über die Pubertät hinaus als ein eigentlicher Lebensbegleiter weiter geführt werden. Das Umgekehrte ist eher der Fall: Nach einem kurzen Strohfeuer gerät das eben noch geliebte Poesiealbum in Vergessenheit, und wenn es später als Erinnerungsstück hervorgeholt wird, finden sich ein Dutzend Seiten gefüllt, dazwischen aber gähnen leere Seiten, oft mit Bleistiftvermerken versehen: «Götti Paul», «Tante Margrit» ... Das zweite: Das «Poesiealbum» ist reine Mädchensache. Ich bin jedenfalls nie einem Knaben oder jungen Mann begegnet, der ein «Poesiealbum» besessen hätte.

Vielleicht ist das eine Nachwirkung jener Zeit der «Oberlehrer Glur» und «Direktor Wulicke», von denen der erste Beitrag dieser Nummer berichtet. Es mag in unserm Land nicht ganz so zackig zugegangen sein wie im wilhelminischen Deutschen Reich, «gepreusselt» hat es noch genug. In einer solchen Atmosphäre hat ein «Poesiealbum» in Knabenhänden nichts zu tun. Denn im gleichen Masse, wie man die Buben auf stramme Männlichkeit trimmte, erzog man die Mädchen aus bürgerlichen Häusern zu zarten Mondscheinpflänzchen: Weisshäutig mussten sie sein, eingezogen in ihre Häuslichkeit, still und ergeben des starken Mannes harrend, der sie dereinst an den Traualtar führen würde. Sie durften sich an gefühlsseligere Poesie ergötzen, zarte Bildchen und süsse Verse in «Poesiealben» malen.



In der letzten Nummer blickten wir ins Stammbuch von Goethes älterem Enkel Walther Wolfgang, heute gucken wir in dasjenige des jüngeren Enkels Wolfgang Maximilian (1820–1883). Ihm schreibt der Grosspapa ein Gedicht mit dem Titel «Stammbuchsweihe» hinein:

«Meinem lieben Wölfchen – den 28. März 1826

Eile, Freunden dies zu reichen!
Bitte sie um eilig Zeichen,

Heutige «Poesiealben» sind zweifellos nicht mehr so von Gefühlsüberschwang gesättigt wie die aus der Jahrhundertwende, aber ein leise nachwehendes Düftlein von dazumal scheint mir noch aus manchen Einträgen entgegenzusäuseln. Doch statt vieler Worte hier nun einige Gedichte und Sprüche aus heutigen «Poesiealben», einzelne Albumseiten sind leicht verkleinert als Bilder eingefügt. Zuerst einige «Lebensweisheiten»:

«So recht begreifst Du's erst,
Was Jugend war,
Wenn silbern sich bereift
Dein dunkles Haar.

Den Augenblick geniessen – ?
Vermessnes Wort!
Die Wasser fliessen und fliessen
Und sind fort ...»

«O ringe nicht nach eiteln Klängen.
Zu oft sind sie des Zufalls Spiel.
Nein! Still zu schaffen, nicht zu glänzen
Sei Deines Lebens schönstes Ziel!»

«Im Glück nicht jubeln,
Im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen!»

«Vergesse nie die Heimat
Wo Deine Wiege stand
Du findest in der Ferne
Kein zweites Heimatland.»

Beliebt sind auch ganz kurze Sprüche wie:

«Mach es wie die Sonnenuhr,
Zähl die heitern Stunden nur.»

«In allen vier Ecken
Soll Liebe drin stecken.»

Wie sauer es manches Kind ankommt, sich einen Spruch auszudenken, verrät der folgende Zweizeiler:

«Weil ich kein Dichter bin,
Schreibe ich nur meinen Namen hin.»

«Stammbuch-Weihe»-Gedichte kommen kaum mehr vor; an ihre Stelle tritt etwa die ernstliche Mahnung:

«Ihr lieben Kinder gross und klein
Haltet mir das Album rein.
Denn es ist mir nicht gelegen,
Wenn ich müsst das Album fegen.»



Wo bleibt das Deutsch?

Der Vorstand hat beschlossen, dieses Thema konsequent weiter zu verfolgen, etwa gemäss dem Motto: «Nüt naalah, gwinnt!» In dieser Nummer steht an erster Stelle ein Beitrag aus

Bern. Dem lassen wir einige kämpferische Zeugnisse aus Deutschland folgen, wo die Flut von Amerikanismen offenbar noch viel schlimmer ist als bei uns.

Deutsch und deutsch

Von Charles Cornu, dem früheren Feuilleton-Redaktor des «Bund», erschien am 6. Juni 1998 im «Anzeiger Bern» die folgende Glosse.

Früher einmal, da trank ich teilentrahmte Milch, um der Gesundheit willen. Jetzt trinke ich Slimline Milk und soll davon noch viel gesünder werden. Überhaupt: Der richtige Power-Food macht enorm viel aus für die Fitness und das persönliche Feeling insgesamt. Und seit ich nicht mehr in stinkgewöhnlichen Latschen durch die Strassen schlurfe, sondern jenen Schuh schweizerischer Herkunft trage, dem das Attribut Breakthrough verliehen worden ist, schwebe ich geradezu von Event zu Event; beim Ticket Corner treffe ich allemal als erster ein. Welcher Challenge auch immer bei mir ansteht, ich bin mit einem Satz Simply the Best.

Gopfridstutz! Gibt's denn wirklich keine deutschen Wörter, mit denen man sich halbwegs verständlich ausdrücken und eine Sache ausreichend deutlich benennen kann? Muss es tatsächlich immer Englisch sein oder jedenfalls jener Mix, den man mit Deutlich oder Deutschlich bezeichnen müsste?

Stop, sagen uns da die Werbegurus und Marketingtypen (denen ich die eingangs verwendeten Ausdrücke und Formeln allesamt zu verdanken habe). Stop! In keiner anderen Sprache lässt sich ein Sachverhalt oder eine Ware so knapp, so prägnant, so eingänglich und suggestiv an die Leute heranbringen wie mit dem Englischen.

Von wegen! Da habe ich einmal eine ganz andere Erfahrung gemacht. In Katmandu, der Hauptstadt Nepals, war's vor etlichen Jahren. Beim Schlendern durch die Gassen des Tempelbezirks macht mich ein Schuhputzjunge auf einen hässlichen Schmutzfladen auf einem meiner Schuhe aufmerksam. Mir ist sofort klar, dass diese Schmiere mir von einem Kumpan des Burschen appliziert worden sein muss; darum lässt's mir der Kopf nicht zu, die Schuhe jetzt von diesem Schlingel putzen zu lassen. Was ich ihm klar, aber anständig – auf englisch – sage. Ohne Erfolg. Der Bengel bleibt mir, mit Lappen und Bürste wedelnd, auf den Fersen, als sei er taub. Ich werde, so gut das mir eben möglich ist auf englisch, direkter und gröber. Umsonst. Der Kerl klebt an mir wie eine Klette.

Schliesslich, ich habe die Bedrängung satt bis obenaus, bleibe ich stehen und decke den Aufdringlichen mit einer Kaskade guter, urchiger und währschafter (hier demzufolge nicht zu wiederholender) berndeutscher Flüche und Schimpfwörter zu. Dieser urtümlichen Beschwörung und Verfluchung ist der Bursche nicht gewachsen! Erst macht er erstarrend halt, dann kehrt er wie ein geölter Blitz um, und schon ist er in der schützenden Menge verschwunden. Ich aber schreite jetzt unbehellig weiter – halb triumphierend ob meines Erfolges, halb nun doch etwas beschämt wegen der Tatsache, dass ich, der reiche Tourist, dem armen Jungen dermassen Angst eingejagt und ihm wegen seines so harmlos-offensichtlichen Tricks die paar Rappen fürs Putzen der Schuhe missgönnt habe.

Jedoch und quod erat demonstrandum: Die Kraft, was sage ich: die Magie alemannischer Urlaute hat sich dem Englischen glatt als überlegen erwiesen. Und schliesslich: Make yourself heard, rät uns eine Firma in der hiesigen Umgangssprache, und das habe ich mir halt hinter die Ohren geschrieben.

Charles Cornu

Frankfurt a/Main – The City of the Euro

Frankfurt ist Sitz der neuen Europäischen Zentralbank; deshalb schlug die Oberbürgermeisterin Petra Roth vor, dem alten Namen «Frankfurt» den Beinamen «The City of the Euro» anzuhängen. Dagegen erhob sich Protest. Wir drucken zwei Beispiele ab: Zuerst eine Glosse aus der Zeitschrift **Der Spiegel** und anschliessend einen offenen Brief des **Vereins zur Wahrung der deutschen Sprache**; über diesen im November 1997 gegründeten und seither auf über 4000 Mitglieder gewachsenen Verein haben wir bereits in der letzten Nummer berichtet.

The City of Äppelwoi

(Der Spiegel, Nr. 5/1999)

In Frankfurt am Main drehen sich die Bembel anders. Während alle Welt von der «Berliner Republik» redet, sucht die Hessen-Metropole, 794 nach Christus zum erstenmal urkundlich

erwähnt, immer noch nach dem Label für ihre Patschworkbiographie. Über Jahrhunderte war sie freie Reichsstadt, Ort von Kaiserwahl und Kaiserkrönung, schliesslich Geburtsstätte Goethes und Börnes, später die Wiege der «Frankfurter Schule» von Horkheimer und Adorno sowie der «Neuen Frankfurter Schule» von Robert Gernhardt & Co. Heute noch halten sich in ihr so illustre Existenzen wie Sabrina Setlur, Marcel Reich-Ranicki, Joschka Fischer und Ignatz Bubis freiwillig auf. Doch wo leben sie da eigentlich? In «Bankfurt», «Krankfurt» oder «Gestankfurt», wie böse Zungen behaupten, in der Messe-, Goethe- oder Bücherstadt? Oder, wie Oberbürgermeisterin Petra Roth (CDU) nun auf allen Ortseingangsschildern plakatieren will, in «The City of the Euro» (sprich *Se Sitti off se Oiro*)? Doch reicht der Stolz, Sitz der Europäischen Zentralbank zu sein, für das zeitlose Attribut einer Stadt mit 1200-jähriger Geschichte? Mehr noch: Muss es wieder Englisch sein, diese durch und durch ausländische, dabei ganz und gar unhessische Sprache? In einem offenen Brief an die Oberbürgermeisterin ruft denn auch Prof. Dr. Walter Krämer, 1. Vorsitzender des «Vereins zur Wahrung der deutschen Sprache», zum Widerstand gegen diese «peinliche Anbiederung», gegen jede Form von «linguistic submissiveness» auf: «Stoppen Sie den Wahnsinn, ehe es zu spät ist.» Doch Frankfurt wäre nicht die Stadt des signifikant Nichtidentischen, gäbe es keine Lösung für das Problem. Wie aus Kreisen der Neuen Frankfurter Schule, der «Heinz-Schenk-Stiftung» und der «Liesel-Christ-Foundation» zu erfahren war, deutet sich ein multikultureller Kompromiss im Namensstreit an: «Euro-Stadt Frankfurt – the City of the Äppelwoi».

Dazu der «Offene Brief an Petra Roth, Oberbürgermeisterin von Frankfurt», unterschrieben von Prof. Dr. Walter Krämer, 1. Vorsitzenden des Vereins zur Wahrung der deutschen Sprache:

The City of the Euro

Liebe Frau Roth

Die Stadt Frankfurt will sich den Untertitel «City of the Euro» beilegen. Dieser soll dann

auf Stadtschildern und auf Briefköpfen erscheinen.

Liebe Frau Roth, hat Ihnen denn niemand gesagt, dass diese «Linguistic submissiveness» (*Londoner Times*) von unseren ausländischen Gästen keineswegs als ein Zeichen von Welt-offenheit und Gastfreundschaft gewertet wird? Wie zahlreiche neuere Artikel in der internationalen Spitzenpresse zeigen (etwa ein grosser Artikel im *Figaro* vom 5. Januar dieses Jahres, auch ein ganzseitiger Artikel im *Time Magazin* vom 16. November letzten Jahres), wird dieses Verleugnen der eigenen Sprache eher als peinliche Anbiederung gesehen; nicht umsonst heisst ein altes Sprichwort unter Reisenden: «Traue nur dem, der sich selbst vertraut!» Und Sie setzen mit dieser Namensgebung ein deutliches Zeichen der Missachtung der deutschen Sprache und Kultur.

Liebe Frau Roth, entlassen Sie die Werbefuzzies (= «Werbespinner»), die Ihnen diesen Spruch eingeredet haben, und stoppen Sie den Wahnsinn, ehe es zu spät ist.

Die DEUTSCHE Telekom spricht ENGLISCH mit uns

Das ist der Titel eines Flugblatts, mit dem der Verein zur Wahrung der deutschen Sprache den Dienstleistungsbetrieben Telefon, Bahn, Post und Fernsehen einheizt und zugleich Mitglieder wirbt.

Aber wir wollen keine **Calls** führen, weder **Free Calls** oder **German Calls** noch **Global Calls**, wir wollen auch keine **Call Girls** anrufen und auch nicht das **Call Center!** Auch wehren wir uns dagegen, bei der DEUTSCHEN Bahn zum **Service Point** geschickt zu werden, um ein **Ticket** für den **Intercity Night** zu kaufen, oder von der DEUTSCHEN Post mit **Lucky Päckchen** verhöhnt zu werden. Wir lassen uns von der Werbung nicht mehr verführen **to come in and find out**, und wir wollen im DEUTSCHEN Fernsehen keine **News Flash** sehen und nicht von DEUTSCHEN Reportern mit **Highlights** und **German Open** zugequasselt werden.

Wir wollen zu Hause auf Deutsch angere-det werden, weil wir meinen, dass die deutsche wie die englische und jede andere Sprache ein Kulturgut ist und als solches erhalten

werden muss. Wer uns aktiv oder passiv unterstützen will, den laden wir ein, Mitglied zu werden im **Verein zur Wahrung der Deutschen Sprache e.V.**

Beispiele von Protestbriefen an die Deutsche Telekom AG

Der Verein zur Wahrung der deutschen Sprache fordert seine Mitglieder dazu auf, sich brieflich bei den Unternehmensleitungen zu beschweren, und publiziert solche Protestbriefe als Anregung für andere. Wir drucken hier ein paar Beispiele ab und hoffen, Sie, liebe Leserinnen und Leser, liessen sich dadurch anspornen, auch zur Feder zu greifen.

«Hiermit kündige ich mit sofortiger Wirkung meine Einzugsermächtigung für das oben bezeichnete Buchungskonto, und zwar bis zu dem Zeitpunkt, an dem die **Deutsche Telekom** auch wieder in der Lage ist, ihre Leistungen verständlich in der Landessprache Deutsch anzubieten und abzurechnen. Bis dahin werde ich auch stufenweise dazu übergehen, meine Gespräche bei einem Netzanbieter zu führen, der nicht aus der deutschen Sprache desertiert ist. Es gibt ihn.»

«... Mit Verwunderung habe ich ... wahrgenommen, dass es bei Ihnen auch innerhalb Deutschlands keine Rufe und keine Gespräche mehr gibt, sondern nur noch *Calls*, und das in einer unüberschaubaren Variationsbreite als *FreeCall*, *GlobalCall*, *CityCall*, *RegioCall* – und man soll's nicht glauben, sogar *GermanCalls*.

Mich würde nun als jungen, liberalen Europäer interessieren, was eigentlich ein *German Call* ist. Ich denke, dass dies sprachlich auf Englisch dieselbe Fehlkonstruktion ist wie es auf Deutsch «Deutsches Gespräch» wäre. Ein solches würde allenfalls Günter Grass mit Marcel Reich-Ranicki führen, aber sicher nicht übers Telefon. Dürfen denn nun in Deutschland lebende Türken mit ihren ebenfalls hier lebenden Verwandten bei der TELEKOM in ihrer Muttersprache einen *GermanCall* führen? Per Definition eigentlich nicht. Sie müssten sich also gefallen lassen, dass Ihnen Fremdenfeindlichkeit nachgesagt wird.

Oder sollten Sie mit *GermanCalls* doch nur die früheren «Inlandgespräche» meinen?

Dann wären dies allerdings in korrektem Englisch *Domestic Calls*.

Oder sollten Sie mit Ihren **Calls** den Deutschen Englischunterricht erteilen, weil Sie denken, 32% sind nicht genug? Das ist die Prozentzahl der Deutschen, die hinreichend Englisch können, um die Ausgeburten von anglomanen Werbetextern und Marketingstrategen zu verstehen.»

«Ihre Fernmelderechnung, die ich am vergangenen Freitag erhielt, sende ich zurück. Ich verstehe sie nicht, da sie komische Worte in einer fremden Sprache – ich vermute, es soll Englisch sein – enthält. Leider hat mir ein zu Rate gezogenes englisches Lexikon nicht weitergeholfen. *CityCall* oder *GermanCall* sind dort nicht verzeichnet. Ich bitte, mir eine deutsche Version der Rechnung zuzusenden. Ich denke, als deutscher Kunde einer deutschen Firma in Deutschland habe ich Anspruch auf eine verständliche Rechnung. Sollten Sie meiner bescheidenen Bitte nicht entsprechen, werde ich die Rechnungssumme rückbuchen lassen und die Einziehungsermächtigung widerrufen. Zahlungen, zu denen ich selbstverständlich bereit und in der Lage bin, erfolgen unverzüglich nach Erhalt einer in deutscher Sprache abgefassten Rechnung.»

Warum wir kämpfen

Ein Aufruf des Vorstandes der BUBENBERG-GESELLSCHAFT

Viele Zeitgenossen mögen Sprachvereine mit ihren (leider) wenigen Mitgliedern als Klubs von Ewiggestrigen ansehen, die sich gegen etwas wenden, das ohnehin nicht aufzuhalten ist. Auch die Bubenberg-Gesellschaft gehört zu diesen «Unverbesserlichen». Dennoch glauben wir, unser Widerstand gegen «Denglisch» und unsere Anprangerung von Sprachsünden sei nicht bloss konservatives Nörgeln älterer Leute. Und wenn wir auch scheinbar gegen Windmühlen kämpfen, fühlen wir uns nicht als Don Quijotes: wir wissen, auch Windmühlen können bekämpft werden, sie drehen sich manchmal langsamer, manchmal stehen sie sogar still.

Sprache ist ein kostbares Gut, das haben schon viele der grössten Denker erkannt. Ge-

rade in einer so geschwätzigen Zeit wie heute, wo jeden Tag in der Presse und im Fernsehen für Kommunikation Werbung gemacht wird, ist es wichtig, sie zu pflegen, wo immer dies möglich ist. Die «Amerikanisierung» des Deutschen ist aufhaltbar, wenn sich vermehrt Kräfte dafür einsetzen. Kleine Anzeichen einer Rückbesinnung gibt es bereits: Gelegentlich hört man im Radio DRS bei der Ankündigung eines Konzerts wieder den vertrauten Ausdruck «Billet» (der zwar auch nicht deutsch ist).

Die bekannte Schweizer Mal- und Zeichenartikelfirma «Caran d'Ache» hat einen «neuen Auftritt», nachdem sie ihre Schachtel anders

gestaltet hat – dabei wäre der Ausdruck «Design» doch so verlockend gewesen.

Liebe «Bubenberger», um unsern Kampf erfolgreich fortsetzen zu können, brauchen wir die Mithilfe eines jeden Mitglieds. Werben Sie in Ihrem Bekanntenkreis für neue Gleichgesinnte, prangern Sie Sprachsünden unentwegt an, bei jeder erdenklichen Gelegenheit. Schreiben Sie Briefe an die «Sünder» und schicken Sie uns eine Kopie; wir werden sie ganz oder auszugsweise in den MITTEILUNGEN abdrucken. Sollten wir mit Briefen überschwemmt werden – schön wär's – würden wir eine Auswahl treffen.

Der Vorstand

Namen sind nicht bloss Schall und Rauch

(me) Bestimmt hat sich schon jeder Mensch irgend einmal oder auch mehrere Male Gedanken über seinen Namen gemacht. Bei manchen Geschlechtsnamen liegt die Erklärung sozusagen auf der Hand – *Beck(er)*, *Färber*, *Fischer*, *Schmid(t)*, *Wagner* beispielsweise benötigen keine weitere Deutung. Schon ein bisschen schwieriger wird es bei *Pfister* oder *Meier*; beides sind aber bloss veraltete Bezeichnungen für den Bäcker, bzw. Pächter.

Wahrscheinlich haben auch viele im Telefonbuch einer grösseren Stadt geblättert (wie ich es manchmal tue), um nach ungewöhnlichen Namen zu stöbern. Dass es Farbbezeichnungen wie *Rot(h)*, *Weiss (Wyss)*, *Braun* und *Schwarz* gibt, war mir zum vornherein klar. Im Verzeichnis der Stadt Bern fand ich indessen auch *Blau* und *Grün*. Neben *Alt* als Name ist sowohl das Gegenteil *Jung* wie auch *Neu* zu finden.

Aber was machen wir mit Namen wie *Böker*, *Fallersleben* oder *Huggler*? Antworten darauf gibt der **dtv-Atlas «Namenkunde»**

von Konrad Kunze (Deutscher Taschenbuch Verlag), eine wahre Fundgrube für jeden, der sich dafür interessiert.

Grundsätzlich gilt: jeder Name bedeutet etwas, und zwar fast immer das, was er aussagt, auch wenn es nicht immer schmeichelhaft ist. Der Urahn eines *Bangemanns* war ein überaus ängstlicher Mensch, derjenige eines *Kussmauls* besass einen Mund, der gerne küsste, und der Vorfahre eines *Kümmerlys* war von Sorgen geplagt.

Selbstverständlich deutet der Atlas auch Vornamen. Da ich das «Pech» habe, kurz nach Weihnachten geboren zu sein, und deshalb als Kind beim Geburtstag jeweils etwas zu kurz kam, bedauerte ich, dass ich offenbar keinen Namenstag hatte. Jetzt hat mich das Büchlein gelehrt, dass der heute nicht mehr sehr aktuelle *Kurt* lediglich eine Kurzform von *Konrad* ist, und der hat sehr wohl einen Namenstag. Allerdings ist er nun für mich nicht mehr so wichtig.



Eine Neuerscheinung: «Cécile von Rütte-Bitzius, Jeremias Gotthelfs jüngere Tochter. 1837–1914»

Zu Weihnachten 1998 erhielten Sie, liebe Leserinnen und Leser, als Nr. 2 unserer Schriftenreihe das Büchlein «**Jeremias Gotthelf und das Geld**» mit Aufsätzen von **Bernhard von Rütte**, einem Urenkel Jeremias Gotthelfs, und Alfred Reber, dem Redaktor der MITTEILUNGEN. In diesem Büchlein wurde bereits angekündigt, es werde demnächst das oben genannte **Lebensbild der Cécile von Rütte-Bitzius** erscheinen. Nun ist es so weit: **Bernhard von Rütte** kann das Buch als Frucht mehrjähriger Arbeit in den Druck geben. Aus folgenden Gründen dürfte es viele unserer Leserinnen und Leser interessieren:

- Es enthält viele Ausschnitte aus ungedruckten Quellen, u. a. aus Kindheits- und Jugenderinnerungen der Cécile von Rütte-Bitzius und aus einem Schatz von über 2000 Briefen. Darunter finden sich eine Reihe bisher unveröffentlichter Briefe Jeremias Gotthelfs, z. B. sein Konfirmationsbrief an Cécile, und Briefe seiner Frau Henriette Bitzius-Zeender – für alle Gotthelf-Liebhaber ein kostbarer Fund!
- Die Fülle von Briefausschnitten macht das Buch zu einem eindrucklichen Zeugnis einer mehr oder weniger vergangenen Briefkultur. Es ist in der Tat erstaun-

lich, wie oft und ausführlich unsere Vorfahren brieflich miteinander verkehrten. In den letzten Jahrzehnten ist das Briefschreiben immer mehr durchs Telefonieren verdrängt worden, und auf der Schwelle zum Zeitalter grenzenloser digitaler Vernetzung erhält auch das Telefonieren bereits Konkurrenz, nämlich durchs «Chatten» (sprich «Tschatten») übers Internet.

- Schliesslich sei für sprachgeschichtlich Interessierte aus unserer Leserschaft darauf hingewiesen, dass Pfarrer Albert von Rütte, Céciles Gemahl, Jeremias Gotthelfs Schwiegersohn, neben seinem Pfarramt vielseitig wissenschaftlich tätig war, u. a. arbeitete er während Jahrzehnten am «Schweizerischen Idiotikon» mit.

Der Redaktor der MITTEILUNGEN arbeitete im Hintergrund an diesem Lebensbild von Gotthelfs jüngerer Tochter mit: Er hat den Verfasser beraten und dessen Entwürfe ins Reine geschrieben. – Voraussichtlich am 17. Juni abends soll es in der Bürgerbibliothek Bern der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Sobald alle Einzelheiten geklärt sind, werden Sie in den nächsten Wochen einen Buchprospekt und eine Einladung zur Buchvernissage erhalten.

Prosaische Nahrung mit Reim

(pgw) Haarscharf an einer wunderschönen Verszeile ist letzthin ein Gigant der schnellen Massenverpflegung vorbeigegangen. Die eilenden Passanten konnten sich nämlich während einiger Wochen an einem grosslettrigen Werbespruch erbauen, der imposant von zahlreichen Plakatwänden herab allen zurief:

«Mag die Bäuerin mal nicht kochen,
ist es Zeit für Country-Wochen.»

Da staunt der Laie: «mal» anstelle von «einmal» – das also haben die zuständigen Werber kapiert: das Gleiche eine Silbe kürzer gesagt. Leider ist ihnen entgangen, dass auch die Bäuerin um eine kleine Silbe entschlackbar gewesen wäre. Und das verfehlte Vermass! Der Umsatzverlust der um dieses «Beinahe-Verses» willen nicht verkauften Country-Gerichte lässt sich schwer abschätzen ...!